

**Jochen Hörisch: Die ungeliebte Universität. Rettet die Alma mater! Carl Hanser Verlag, München, Wien 2006. 139 Seiten, ISBN 3-446-20806-4 / 978-3-446-20805-6, € 14,90**

„Arm, aber sexy“ – dieses Bonmot des Regierenden Bürgermeisters Klaus Wowereit von Berlin über seine Stadt trifft für die deutsche Universität, wenn man Jochen Hörisch Glauben schenken mag, nicht ganz zu: arm – ja, weil unterausgestattet und überlastet, „sexy“ (S. 107) – nein, das war einmal – so lautet sein trauriges Urteil. Und „sexy“ ist die Universität nicht mehr, weil sie arm ist, aber allein daran liegt es nicht: Schuld sind auch die Studierenden und Professoren, ihre Einstellung zu Studium und Universität, der Gremienbetrieb, die geldgierige Drittmittelforschung und nicht zuletzt die neue „verschulte“ Art des Studierens gemäß Bologna. Der Mannheimer Professor für Literatur- und Medienwissenschaft belegt seine Diagnose nicht nur (in sechs kurzweilig zu lesenden Kapiteln), sondern stellt im siebten auch Therapievorschläge zur Diskussion.

Um seine These vom universitären Liebesverfall zu untermauern, zeichnet Hörisch ein Bild der Universität aus der guten alten Zeit Humboldts, in der Lehrende und Lehrende in einer männerbündischen Gemeinschaft ihrer Libido der Wissenschaft, ihrer „Leidenschaft des Denkens“ frönnen konnten. Am Busen der nährenden Mutter, der Alma mater, begehren sie nach Wissen und betreiben „Aufklärung“. Nur noch die katholische Kirche könne mit ähnlichen homophilen Strukturen aufwarten (S. 25ff.). Was sind akademische „Einsamkeit und Freiheit“ anderes als das priesterliche Zölibat – möchte man da hinzufügen. Wissenschaft an der Universität ist hier nicht nur die Angelegenheit von Vernunft und Verstand, sondern aus ihr erwächst offenbar eine höchst emotionale Bindung zum Gegenstand und zur Institution. „Keine andere Kooperation dürfte Worte mit dem Präfix „Phil-“ so hochgehalten haben wie die Humboldt-Universität: sie pflegt den Kult um Philosophie, Philologie, Philharmonie, Philanthropismus, Philhellenismus“ (S. 18). Doch worin liegt diese Attraktivität, für die immer wieder das schöne Wort Liebe erhalten muss? Die Antwort des Autors: Die Muße ist das Schlüsselwort

der geliebten Alma mater – dies gilt für die Studierenden, aber noch viel mehr für die Professoren: „Professoren: das waren die, die in Ruhe gelassen werden wollten, weil sie in Ruhe forschen, edieren, sammeln, herausgeben, lesen, schreiben und lehren wollten. Keine Gremieninflation, keine E-Mail-Flut, keine übervollen Seminarräume, keine Deputatserhöhung, kein Drittmittelwerbungsdruck, keine Verwaltungspflichten, keine Klausurberge, kein Verordnungsüberschwang, keine Dauerreform, keine Kommissionitis, kein Kongreßhype, kein publish-or-perish-Imperativ, keine Massen-Gutachten-Pflichten (...)“ (S. 61). Romantische Verklärung und Larmoyanz hin oder her: Die gute alte Zeit ist vorbei; mit ihrer „transerotischen Versachlichung“ (S. 38) ist auch die Attraktivität der Universität verloren gegangen. „Aus der begehrten, kultisch verehrten und gefeierten Körperschaft wurde erstaunlich schnell die ungeliebte Universität. Die heutige Universität ist nicht länger eine Alma mater, sondern eine (Hoch-)Schule, eine verwaltete, modularisierte, gremienfixierte, von einem Aufsichts- bzw. Universitätsrat nach ökonomischen Kriterien kontrollierte und ECTS-Werte gutschreibende Institution“ (S. 20). Es herrschen „Nützlichkeitsdenken, Effizienzkriterien, Pragmatismus, Funktionalismus“ (S. 62).

Nach diesem Lobgesang auf die alte Universität und ihrem Abgesang als Hochschule, verziert durch viele schöne Exkurse und Belege aus der Literatur, stellt sich die Frage nach dem oder den Schuldigen. Hörisch macht im Grunde drei Faktoren aus:

Erstens: die vielen Studierenden. Es sind derer offenbar in den letzten Jahrzehnten viel zu viele geworden. Schlussendlich sind die Universitäten mit ihren rund 1,4 Millionen Studierenden keine elitäre Veranstaltung mehr: Im Jahr 2000 studierten rund vierzig Prozent eines Jahrgangs und nicht mehr nur vier wie noch vor 100 Jahren (S. 63). Aus der Universität als „einer überschaubaren Stätte der Elitenausbildung“ (S. 63) ist ein anonymer Massenbetrieb geworden, der auch noch schlecht finanziert ist. Schuld sind aber nicht nur die vielen Studierenden, sondern auch deren Studiermentalität: Zwar gebe es mittlerweile wieder zaghafte Hinweise für mehr studentische Identifikation mit der Universität: T-Shirts mit dem Uni-Logo, Alumni-Clubs, akademische Abschlussfeiern, aber generell leiten insbesondere jüngere Studierende ihr Selbstverständnis nur noch zum Teil aus ihrer studentischen Identität her (S. 124).

Zweitens: die Professoren. Dietrich Schwanitz hatte in seinem Roman „Der Campus“ von 1995 doch Recht gehabt mit seinen Beschreibungen

von professoraler Eitelkeit, Unfähigkeit und Gemauschel im Gremienbetrieb (S. 80). Einen weiteren Zeugen, den der Autor nennt, ist niemand geringeres als der Universitätsgründer Wilhelm von Humboldt selbst, der sich 1810 in einem Brief an seine Frau über „die unbändigste und am schwersten zu befriedigende Menschenklasse“ (S. 73) beklagt – „mit ihren sich ewig durchkreuzenden Interessen, ihrer Eifersucht, ihrem Neid, ihrer Lust zu regieren, ihren einseitigen Ansichten, wo jeder meint, daß nur sein Fach Unterstützung und Beförderung verdiene“ (S. 73f.). Hörisch beklagt zudem die mangelnde Selbstkritikfähigkeit des deutschen Professors. Professoren würden auch niemanden, der besser ist als sie selbst, berufen (S. 76). Pflichtschuldig zeigt Hörisch nebenbei auch Herz für die Privatdozenten, die nicht am Topf der professoralen Privilegien partizipieren dürfen; von einem liebevollen Umgang mit denen, die es nicht geschafft haben, einen Lehrstuhl (um im Bild zu bleiben: eine nährende Brust) zu ergattern und damit von der Heimatinstitution ausgeschlossen und verstoßen werden, kann also keine Rede sein.

Drittens: die aktuelle Studienreform mit dem schönen Namen Bologna. Wobei Hörisch es für besonders perfide hält, dass gerade eine Reform mit dem Namen der alten ehrwürdigen Universität Norditaliens eben genau diese besondere Liebenswürdigkeit der Universität demoliere.

Mit der modularisierten und gestuften Studienstruktur nehme der Verschulungsgrad drastisch zu, die Kontrolle der Lehrleistungen werde feinmaschiger, einen wissenschaftlichen Anspruch gebe es erst in Veranstaltungen in der Master-Stufe. Die weitgehende Verschulung des Studiums gehe einher mit der Studiermentalität, dass nur gelernt werde, was auch tatsächlich prüfungsrelevant sei. Der Student mutiere zum Kunden eines Dienstleistungsbetriebs (S. 52); das Verhältnis von Student und Dozent werde formeller und bürokratischer. „Der Alma mater alle opulenten, kulturellen, verwegenen, luxurierenden, mütterlich-alimentierenden Charakterzüge auszutreiben und aus ihr einen auf Effizienz getrimmten Hochschulausbildungsbetrieb zu machen, ist nun aber ersichtlich der treibende Impuls, der dem sogenannten „Bologna-Prozeß“ zugrunde liegt“ (S. 48).

Mit ihrer geschwundenen Attraktivität für ihre Mitglieder hat die Universität auch ihre zentrale Stellung in der Gesellschaft und Medienwirklichkeit verloren. Die Universität ist nicht mehr die Bühne der gesellschaftspolitischen und intellektuellen Auseinandersetzung; zum Agenda setting reicht es nicht mehr, es fehlt an Selbst- und Sendungsbewusstsein: „Sollte man ein und nur ein Kriterium angeben, das verlässlich die Alma

mater von der Hochschule scheidet, so wäre es dieses: daß die Alma mater ihr feudales Recht auf Unzeitgemäßigkeit selbstbewußt in Anspruch nimmt, während die Hochschule angestrengt dem Stand der Dinge nachhechelt“ (S. 118).

Bevor Hörisch am Ende seines Essays seine Therapievorschläge un-terbreitet, bricht er noch einmal die Lanze für die Geistes- und Sozialwis-senschaften (insbesondere natürlich für sein eigenes Fach, die Germani-stik), die trotz aller oben genannten Missstände in einer guten Form sei-en. In den Naturwissenschaften hätten die deutschen Universitäten in der Tat an Weltgeltung verloren, es gebe kaum noch Nobelpreisträger an deutschen Universitäten. In den Geistes- und Sozialwissenschaften herr-sche indes ein hohes, auch international renommiertes Leistungsniveau in reflexiver, analytischer und methodologischer Hinsicht – höher noch als in früheren Zeiten (S. 88ff.).

Der Autor schließt mit sieben Vorschlägen (S. 130ff.), um die einge-rostete Liebe wieder zu erwecken: Dozenten sollten zweimal die Woche zusammen essen gehen (dann könnten auch die Gremiensitzungen abge-schafft werden – dies ist auch eine Forderung des Autors); es solle eine Residenzpflicht für die Professoren eingeführt werden, ein oder zwei ge-meinsame Jour-Fix-Termine für alle Dozenten und Studierenden, um gemeinsam Gastvorträge zu hören, die in den Lehrveranstaltungen dann weiter behandelt werden könnten. In der einen Hälfte der Lehrveranstal-tungen eines Dozenten sollten der Kanon der Disziplin vermittelt werden, um deren Einheit zu pflegen, in der anderen Hälfte solle er völlig freie Themen wählen dürfen. Die Ausstattung der Professuren solle sich allein an ihrer Auslastung orientieren. Und schließlich fordert Hörisch ein Tuto-rensystem, an dem sich jeder Dozent zu beteiligen habe.

In diesem Zusammenhang spricht er sich auch für Studiengebühren aus, da in unserer Zeit nur das Knappe wirklich wertvoll sein und wo doch die Universitäten an „Unterausstattung“ und „Überlasten“ krank-ten (S. 126); ein Stipendien- und Darlehenswesen sollte hierbei sicher-stellen, dass begabte und motivierte Köpfe aus finanziellen Gründen nicht auf das Studium verzichten. Die Zusatzeinnahmen sollten voll und ganz die Universitäten erhalten, sie sollten hier für mehr Lehrende im Mittel-bau eingesetzt werden.

Nach diesen – eigentlich doch gar nicht so weit weg vom hochschul-politischen Mainstream befindlichen – Reformvorschlägen beklagt der Autor am Ende seines Essays die Reformhektik – und das ist für ihn nur

ein scheinbarer Widerspruch: „Was die Universität heute braucht, ist: Ruhe. Nach Jahrzehnten hektischster, politisch-bürokratischer Dauer-(Nicht-)Reformen kommt es darauf an, sich der Bedeutung des Wortes Reform zu entsinnen: nämlich wiederherzustellen, was verlorenzugehen droht“ (S. 134).

Ob diese Vorschläge tatsächlich zur Re-Erotisierung und damit zur Rettung der Universität beitragen? Und ob die Hauptschuldige an der Misere wirklich „Bologna“ ist? Ist die Studienstrukturreform tatsächlich der universitäre Liebestöter, weil sie zur „Verschulung“ des Studiums beiträgt? Die formalen Vorgaben (Stufung der Abschlüsse und Modularisierung inklusive Leistungspunkte) erzwingen keine „Verschulung“, es sind wohl eher die Studiengangsgestalter und die Akkreditierer und damit größtenteils die Professoren selbst, die das Studium mit Prüfungen überladen, mit Anwesenheitspflichten versehen und Wahlfreiheiten einschränken, sprich „verschulen“. Es ist vertrackt – eine Art sich-selbsterfüllender Prophezeiung: Für die Professoren ist die Verschulung Fakt und deshalb wird sie Wirklichkeit. Und damit sind wir beim Kern der gesellschaftlich-universitären Beziehungskrise angekommen, den Professoren: Es ist wohl der verloren gegangene Vertrauensvorsprung gegenüber der Professorenzunft, und dieses Misstrauen hegen offenbar auch die Professoren gegenüber ihren eigenen Kollegen: in der Lehre, deshalb gibt es dank „Bologna“ nun mehr Transparenz für die Studierenden: Sie erfahren, was sie lernen, wie viel Zeit sie dafür ungefähr benötigen und wohin das Studium führt. Und in der Forschung: Richtig geforscht werden kann erst, wenn vorher erläutert wurde, für welche Zwecke die Gelder ausgegeben werden. Der professoralen Muße und auch den wissenschaftlichen Freiräumen förderlich ist das nicht. Die Entzauberung der Alma mater geht also weiter. Wo wir sie doch so geliebt haben – die Universität.

*Martin Winter (Wittenberg)*